



IGOR VON PERCHA

Christina Maria
UND DER
FÜRST



Weltbild

Wien 1906. Nach der Ermordung ihres geliebten Mannes hat die schöne, geheimnisvolle Christina Maria nur zwei Ziele: Sie will ihren Sohn Matthias schützen und sie will die Hintergründe, die zum Tod ihres Mannes führten, aufklären. Kaum kehrt sie jedoch an den Wiener Hof zurück, wird sie erneut in die Intrigen und Verschwörungen rund um den Kaiserthron verwickelt und gerät einmal mehr in tödliche Gefahr.

Christina Maria Trilogie

1. Das Geheimnis der Gräfin von Albassy
2. Christina Maria und der Fürst
3. Christina Maria und die Petersburger Nächte

Igor von Percha

Christina Maria und der Fürst

Roman

Weltbild

Der Autor

Igor von Percha, eigentlich Igor Šentjurg, wurde 1927 in Slovenjgradec in Slowenien geboren. Er wurde 1/2 Jahr vor Ende des 2. Weltkrieges eingezogen und kam als Flak-Helfer nach Österreich. Nach dem Zusammenbruch war er in seiner Heimat zunächst als Sportreporter und Journalist tätig. Anlässlich einer Reise emigrierte er 1953 über Österreich in die Bundesrepublik. 1954 wurde er als politischer Flüchtling anerkannt und fand Arbeit als Redakteur bei einer Illustrierten des Holtzbrinck-Verlages in Stuttgart; gleichzeitig begann er mit der Niederschrift seines ersten Romans Der Teufel braucht Liebe. Ab diesem Jahr lebte Šentjurg mit seiner Familie am Starnberger See (deshalb auch sein späteres Pseudonym „Igor von Percha“ für seine historischen Romane) und war fast ausschließlich als freier Schriftsteller tätig. Nur gelegentlich arbeitete er für Magazine, Zeitschriften (z.B. Reisereportagen) und fürs Fernsehen (Drehbücher). Kurz vor seinem 69. Geburtstag (1996) starb er unerwartet an Herzversagen. Seine Werke erreichten eine Gesamtauflage von über 10 Mio Exemplaren und wurden in viele Sprachen übersetzt.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Igor Šentjurc Erben

Die deutsche Erstausgabe ist 1966 im Lichtenberg Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-375-5

ERSTES KAPITEL

1

Wien, Herbst 1906.

Eine ganze Woche hindurch hatte es geregnet. Dichte Wolken lasteten schwer auf dem Häusermeer, hüllten die Höhen des Wienerwaldes in graue Schleier, trieben an der Spitze des Stephansdomes vorbei, ließen sie hinter den tief liegenden Nebelfetzen verschwinden. Graue, nass glänzende Häuser und Straßen, graue, durch den Nieselregen eilende Gestalten, graue Gesichter, in denen sich die Trostlosigkeit des grauen Himmels widerzuspiegeln schien.

Dann aber drehte der Wind auf Ost, fegte den Himmel leer, und die milde Herbstsonne tauchte die Stadt in eine verschwenderische Farbenpracht. Die unzähligen Regentropfen und Pfützen verwandelten sich in flüssiges Gold; das Gelb, Rot und Braun der Parks und Alleen, das satte Grün der Rasenflächen begann zu leuchten, und selbst die Donau wurde blau unter dem durchsichtigen Herbsthimmel.

Mit dem Zug, der von Nizza über Mailand, Verona, Villach und den Semmering fuhr und gegen acht Uhr abends in Wien ankam, reiste auch Christina Maria, Gräfin von Golay, mit ihrem sechsjährigen Sohn Matthias, Madame Tibot, ihrer ›Gesellschaftsdame‹, einem Kindermädchen und einer Zofe an.

Der Lärm des Südbahnhofs begrüßte sie. Eine quirlende Menschenmenge, Stimmen in allen Sprachen, unter denen die weichen slawischen Laute überwogen, das Zischen der Lokomotive, die Rufe der Schaffner, das helle Schlagen eines Hammers gegen die Waggonräder.

Wien...

Die Stadt, die trotz allem, was hier geschehen war, zu Christinas Heimat geworden war. Die Stadt, die sich unversehens in Christinas Herz eingeschlichen hatte, um dort einen ständigen Platz einzunehmen und nie wieder herzugeben. Am Bahnsteig erwartete sie der ›Hofmeister‹, Baron Podmanitzky. Klein, schnurrbärtig, mit lebhaften, glitzernden Mäuseaugen, wie aus dem Ei gepellt, in seinem feierlichen Gehrock, den steifen Hut an die Brust gedrückt, mit leiser, unauffälliger Stimme den Kutscher und Diener herumkommandierend, die sich mit dem Gepäck zu schaffen machten.

»Wir freuen uns, Sie wieder bei uns in Wien begrüßen zu dürfen, Gräfin. Zu Hause ...«

Christina vergaß in diesen Augenblicken ihre tief eingewurzelte und nie ganz überwundene Abneigung gegen diesen Mann. Sie freute sich, ihn zu sehen. Sie freute sich, wieder hier zu sein. Und ihre Freude wurde auch von dem Wissen nicht geschmälert, dass sie in einigen Monaten – oder schon Wochen? – all dies hier, was sie jetzt mit den Augen eines glücklichen, beschenkten Kindes betrachtete, als ein Gefängnis empfinden würde, aus dem sie wieder ausbrechen musste. Wie immer bisher ...

Zu dieser Zeit war Christina 26 Jahre. Eine junge, voll erblühte Frau, von deren Schönheit man in den Wiener Salons genauso sprach wie in Paris oder Baden-Baden, in Biarritz und Monte Carlo genauso wie in Bad Ischl oder Travemünde. Mit ihrem Sohn

Matthias, Madame Tibot, mit der Zofe und einem Kindermädchen reiste sie den größten Teil des Jahres von Ort zu Ort.

Um zu vergessen? Um die Erinnerung loszuwerden an den Tag, an dem man Kalman von Golay, ihren Mann, mit einem Leiterwagen nach Hause brachte, blutverschmiert, vom Tode gezeichnet? An den Tag, als er in ihren Armen starb? Um die Gedanken zu betäuben, die ihr einflüsterten, sie wäre schuld an seinem Tod gewesen?

Niemand wusste es.

Wo sie sich auch befand, überall wurde Christina bald zum Mittelpunkt eines Kreises von Bewunderern. Männer mit alten, klingenden Namen bemühten sich um sie genauso wie Aristokraten des Geldes – oder gut aussehende Glücksritter und Abenteurer. Doch niemand vermochte die Barriere zu durchbrechen, die sie um sich aufgebaut hatte. War es Stolz? Hochmut? Nein, sagte man sich, sie ist weder stolz noch hochmütig. Sie ist nur – abwesend. Es ist, als wäre sie ganz woanders. Und wo sie auch ist, selbst mitten unter Menschen, immer scheint sie allein.

Eine schöne, rätselhafte Frau ...

Wie immer, wenn Christina nach langer Abwesenheit wieder nach Wien kam, schickte sie die anderen voraus und nahm selbst einen Fiaker. Sie wollte allein sein, um dieses Gefühl der Heimkehr ganz auskosten zu können, bevor der Alltag sie wieder gefangen nahm.

»Fahren Sie – fahren Sie zum Schwarzenbergplatz!«, befahl sie dem schnurrbärtigen Kutscher, der sie fragend über die Schulter, musterte. »Und dann den Ring entlang ...«

Belvedere mit seinen hell erleuchteten Fensterreihen, das Schloss des Prinz Eugen, das der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, zum Sitz seiner »Schattenregierung« gewählt hatte. Das hohe Reiterdenkmal des Fürsten Schwarzenberg, des Mannes, der den Ungarnaufstand des Jahres 1849 auf eine so blutige Art gerächt hatte. Die helle, breite, nach Herbstlaub riechende Straßenflucht des Ringes, dieser »schönsten Straße der Welt«, das prunkvolle Foyer einer alten, ehrwürdigen Stadt. Die Oper. Die alte und die neue Hofburg mit den stillen, denkmalähnlichen Gardewachen. Der Volksgarten. Das Parlament. Das Burgtheater. Und auf dem Rückweg das enge Gewirr der Gassen und Gässchen des mittelalterlichen Wien im I. Bezirk, die mächtigen, zum Himmel strebenden, im Licht des aufgehenden Mondes mit einem silbrigen Schein überfluteten und seltsam schwerelos wirkenden Steinmassen des Stephansdomes, die Kärntner Straße mit den vielen auf und ab flanierenden Menschen, den leise dahinrollenden Fiakern, klappernden Pferdehufen, dem Geruch von Kaffee und den hunderterlei »Mehlspeisen« aus den unzähligen Konditoreien ...

Es war fast zehn, als Christina zu Hause ankam. Vor ihrem Palais im IV. Bezirk entlohnte sie den Fiaker, trat durch die breite, kunstvoll geschmiedete Eisenpforte und stieg die Freitreppe empor.

»Herrin –!«

Aus dem dunklen Torbogen löste sich die vierschrötige Gestalt eines Mannes. Christina schrie erschrocken auf, aber der Mann kümmerte sich nicht darum. Er fiel vor ihr auf die Knie, griff nach dem Saum ihres Reiseumhangs, küsste ihn.

»Herrin – ich bin's, Herrin, ich ...«, stammelte er auf Ungarisch, hob den Kopf, und

Christina sah im Licht der Lampe über dem Tor, dass über sein Gesicht Tränen liefen.

Janos.

Der Mann, der ihr von ihrem Onkel, dem Grafen Horan-Albassy, ›hinterlassen‹ worden war. Der Mann, der ihr auf Schritt und Tritt als eine Art Leibwächter gefolgt war – bis er vor sechs Jahren spurlos verschwunden war: In jener Nacht, als er zwei Menschen getötet hatte bei dem vergeblichen Versuch, Kalman vor seinen Mördern zu beschützen. Janos, der Zigeuner.

»Um Gottes willen – steh auf, Janos! Wo kommst du her?«, rief Christina. »Wenn dich jemand sieht ...«

»Wenn ich nicht will, sieht mich niemand, Herrin.« Janos' weiße Raubtierzähne blitzten auf in einem breiten Grinsen. Die dicke Wolfpelzjacke machte seine gedrungene Gestalt noch breiter. Er atmete noch immer die alte, urwüchsige Kraft aus, obwohl sein langer gezwirbelter Schnurrbart weiß und seine Bewegungen langsamer geworden waren.

»Aber die Polizei, Janos! Wenn man dich findet ...!«

»Du hast mächtige Freunde, Herrin.« Er sagte es ganz einfach, mit einem solch grenzenlosen Vertrauen in der Stimme, dass Christina lächeln musste. Und seltsam: Es tat ihr wohl, obwohl sie sich sagte, dass Janos' Kommen ihr nichts als Schwierigkeiten und Ungelegenheiten bereiten würde.

»Ich bleibe wieder bei dir, Herrin.«

Christina kannte den harten Schädel des Zigeuners. An ihm würden alle ihre Argumente nutzlos abprallen. Wenn Janos einen Entschluss gefasst hatte, dann war keine Macht der Welt imstande, ihn davon abzubringen. Auch wenn es ihn den Kopf kosten konnte.

Und genau das war hier der Fall. Wenn die Polizei erfuhr, dass Janos wieder hier war, dann war ihm der Galgen sicher.

»Komm jetzt herein, schnell –! Nein, warte, nicht hier! Durch den Geheimgang. Ich mach dir die Hinterpforte auf.«

»Ich habe noch immer den Schlüssel, Herrin.« Janos grinste. Und dann, ernst geworden: »Du darfst nicht böse sein, Herrin. Ich weiß, dass du Schwierigkeiten haben wirst und dass sie mich vielleicht aufhängen. Aber ich musste kommen, Herrin, verstehst du? Du wirst mich bald wieder brauchen. Ich musste –!«

Ich musste kommen ... Das war alles, was Christina auch später aus Janos herausbringen konnte, nachdem er durch den Geheimgang in das ehemalige, jetzt unbewohnte Schlafzimmer des verstorbenen Grafen Horan-Albassy gekommen war. »Du wirst mich bald wieder brauchen, Herrin. Du und dein Sohn.«

»Aber woher weißt du, dass ich einen Sohn habe?«

»Ich weiß viel, Herrin. Mein Volk hat viele Augen und Ohren, sie haben dich überall begleitet, wo du auch warst. Du bist viel gereist, Herrin.«

»Ich muss mich erst mal setzen.«

Christinas Knie zitterten, Janos' Ankunft hatte mit einem Schlag die Vergangenheit wieder aufleben lassen. Jene Zeit vor sieben Jahren, die in Christinas Leben eine so schicksalhafte Rolle gespielt hatte. Die Mitteilung des Lord Strongbow, er sei nicht ihr richtiger Vater. Die überstürzte Fahrt nach Wien. Das Begräbnis der Kaiserin Elisabeth.

Der Tod des Grafen Horan-Albassy und seine Mitteilung, sie, Christina, sei eine Gräfin Albassy. Der große, schlanke Husar mit den nachdenklichen grauen Augen im Schreibzimmer des Hotels Sacher: Kalman Graf von Golay. Die Gräfin Horan-Albassy. Das Duell zwischen Kalman und Sean, ihrem Jugendfreund. Die Suche nach den wirklichen Eltern. Das Turmzimmer mit der irrsinnigen Gräfin Stanka – ihrer Mutter. Der Blick vom Balkon in die tiefe, dunkle Schlucht des Hofes mit der winzigen Gestalt der toten Mutter auf dem Pflaster. Die vergebliche Flucht mit Kalman. Das Gespräch mit dem Kaiser im »Kammergarten« des Schönbrunner Schlosses. Die Hochzeit, der kleine mondbeschienene See inmitten des Waldes, Kalman, seine schmale, kräftige Hand auf ihrer Brust, sie beide ganz allein, und ihr Glück, das so groß war, dass es fast wehtat.

Und dann ...

Christina blickte Janos an, der mit verkreuzten Beinen vor ihr auf dem Boden hockte, und ihr Gesicht war bleich und leblos wie das Gesicht einer marmornen Statue. .»Es ist gut –«, sagte sie mühsam. »Jetzt bist du hier. Ich werde versuchen, etwas für dich zu tun. Sprich – was hast du in diesen Jahren getan? Wo hast du dich herumgetrieben? Die Polizei hat nach dir gesucht ...«

»Ich war bei meinem Volk, Herrin. Hier und dort ... Einen Zigeuner kann niemand finden, wenn sein Volk es nicht will. Und dann kam die Stimme, und ich musste wieder gehen. Zu dir, Herrin.«

»Was für eine Stimme, Janos?«

»Die Stimme, Herrin.« Janos zuckte mit den Schultern. Seine dunklen Augen blickten Christina mit einem rätselhaften Ausdruck an. Darin aber entdeckte Christina noch etwas anderes, eine so tiefe, ergebene Liebe und beschützende Zärtlichkeit, eine so kompromisslose Bereitschaft, zu dienen und nur für sie da zu sein, dass sie es kaum ertragen konnte. Sie senkte den Blick.

»Du würdest es nicht verstehen, Herrin –«, murmelte Janos' Stimme. »Niemand kann es verstehen, der nicht vom Volk ist. Es gibt eine Welt, die wir sehen, hören und fühlen können. Daneben gibt es aber noch eine andere. Ihre Sprache verstehen nur wenige, ihre Gesichter sind für die meisten unsichtbar.«

»Und – was sprach die Stimme?«

»Ich habe es dir gesagt, Herrin.«

»Ich werde dich brauchen? Warum?« Christina schüttelte den Kopf und stand entschlossen auf. »Brauchen oder nicht – was mache ich nur mit dir? Geh einstweilen in dein altes Zimmer und schließ dich ein. Lass dich ja nicht blicken, hörst du? Ich will sehen, was sich tun lässt ...«

Christina wusste sehr genau, dass sie für Janos nicht das Geringste tun konnte. Wenn die Polizei erfuhr, wo er sich aufhielt, würde man ihn abholen, ihn vor Gericht stellen und zum Tode verurteilen. Ein steckbrieflich gesuchter Doppelmörder. Daran konnte niemand etwas ändern. Die einzige Frage war, wie sie ihm beibringen konnte, dass er sich wieder in den Schutz seines ›Volkes‹ zu begeben habe, wenn er nicht am Galgen enden wollte.

Doch die Gelegenheit, das Problem zu Janos' Zufriedenheit zu lösen, ergab sich bereits am nächsten Tag. Hatte Janos das geahnt?

Nach einer langen, schlecht verbrachten Nacht, in der sie, von wirren Träumen geplagt, immer wieder aufgeschreckt war, stand Christina ziemlich früh auf und ließ sich das Frühstück auf ihr Zimmer bringen. Sie hatte gerade fertig gegessen, als die Zofe kam und sagte, ein gewisser Baron Strehl sei unten und wünsche sie zu sprechen.

»Baron Strehl? Um diese Zeit?«

Die Zofe, ein dralles, hübsches Mädchen, mit einem unverfälscht frechen Wiener Mundwerk, zuckte mit den Schultern.

»Das hab' ich ihm auch g'sagt. Aber er meint, ich sollt' ihn nur anmelden, es ist ganz besonders wichtig.«

Genau genommen begann das Verhängnis mit diesem Besuch. Baron Strehl traf freilich keine Schuld. Er war nur ein Bote. Er führte nur aus, was andere ihm auftrugen.

Der rundliche Mann mit den lebhaften, gescheiterten Augen blickte Christina bewundernd entgegen, als sie in die Eingangshalle herunterkam. In einem zartgrünen Kleid, schmal, zierlich, den Kopf mit der überschweren Pracht goldbraunen Haares leicht zur Seite geneigt, bewegte sie sich mit jener angeborenen Freiheit und Geschmeidigkeit, die nicht erlernt werden kann. Als sie dem Baron die Hand reichte, lächelte sie. Doch ihre Augen blieben ernst und nachdenklich.

»Wir haben uns lange nicht gesehen, Baron ...«

»Die Arbeit, die Arbeit, Gräfin ...« Baron Strehl beugte sich über Christinas Hand, berührte sie mit den Lippen. »Außerdem – wenn ich in Wien bin, sind Sie unterwegs.«

Christina führte ihn in die Bibliothek, zu der Sitzgruppe am großen Kachelofen, von dem eine angenehme Wärme ausstrahlte.

»Machen Sie sich's bequem, Baron. Wie in alten Zeiten. Hier sind Zigarren.«

Baron Strehl ließ sich mit einem behaglichen Seufzer in einen der großen Lederfauteuils nieder, nahm aus dem silbernen Behälter auf dem Tischchen daneben eine Zigarre und zündete sie an. »Wie in alten Zeiten ... Damals waren wir Gegner, bis wir zu Verbündeten geworden sind. Ich hoffe, dass sich daran nichts geändert hat.«

»Bei mir nicht. – Brauchen Sie einen Verbündeten, Baron?«

»Man braucht sie immer –«, wick der Baron aus. »Wie geht es dem Herrn Sohn? Und Madame Tibot?«

So hatte es angefangen: mit oberflächlich geführter, leichter Konversation. Aber Christina wusste, dass Baron Strehl zu dieser Vormittagsstunde nicht gekommen war, um mit ihr über die alten Zeiten, Matthias, Madame Tibot, Freunde und Bekannte zu

plaudern. Hinter seinen Worten steckte eine heimliche Unruhe, sie schwang in seiner Stimme mit.

»Wir haben jetzt lange genug um den heißen Brei herumgeredet, Baron. Was führt Sie zu mir?«

»Ein offenes Wort.« Baron Strehl lachte. »Wie Sie vermutlich wissen, habe ich seit drei Jahren meine Zelte im Belvedere aufgeschlagen. Ich spreche also nicht mehr im Auftrag des ›alten Herrn‹, sondern des Thronfolgers, Erzherzog Franz Ferdinand. Unter uns ... Er ist ein etwas schwieriger und anspruchsvoller Herr. Früher war es einfacher, fast möchte ich sagen – gemütlicher ...«

Christina erinnerte sich, dass man vor Jahren viel über die Rolle gesprochen hatte, die Baron Strehl in der ›Eheaffäre‹ des Thronfolgers gespielt haben sollte. Den Gerüchten nach war er der einzige Mann aus der Umgebung des Kaisers gewesen, der die Verbindung des Erzherzogs Franz Ferdinand mit der Gräfin Sophie Chotek gutgeheißen hatte.

»Gräfin Chotek stammt aus einem alten, angesehenen böhmischen Geschlecht. Heute geht es nicht mehr darum, mit ehelichen Bündnissen die Monarchie zu vergrößern. Das gehört der Geschichte an. Was wir haben, müssen wir zu erhalten suchen. Durch die Ehe des Thronfolgers mit Sophie Chotek binden wir die Tschechen an uns, die – genau wie die Ungarn – von Tag zu Tag lauter nach Selbständigkeit verlangen.«

Kaiser Franz Joseph hatte für solche Überlegungen nichts übrig. Für ihn war die Frage der Ebenbürtigkeit wichtiger. Sein Nein war endgültig gewesen, bis überraschend der plötzliche Umschwung kam. Der Kaiser gab nach. Seine einzige Bedingung war eine Verzichtserklärung des Thronfolgers, die feierlich beschworene ›Renunziation‹.

Darin hatte sich Erzherzog Franz Ferdinand am 28. Juni 1900 in der Ratsstube der Hofburg, auf den Tag genau 14 Jahre vor dem Attentat in Sarajewo, bei dem er und seine Frau Sophie den Tod fanden, wörtlich verpflichtet:

... Bevor wir aber zur Schließung des ehelichen Bundes schreiten, fühlen wir uns veranlasst ... festzustellen, dass unsere Ehe mit Gräfin Sophie Chotek nicht eine ebenbürtige, sondern eine morganatische Ehe ist ... demzufolge weder unsrer Frau Gemahlin noch den mit Gottes Segen aus dieser Ehe zu erhoffenden Kindern und deren Nachkommen jene Rechte, Ehren, Titel, Wappen, Vorzüge usw. zustehen und von denselben beansprucht werden können und sollen, die den ebenbürtigen Gemahlinnen und den aus ebenbürtigen Ehen stammenden Nachkommen der Herren Erzherzöge zukommen ... Insbesondere erkennen und erklären wir aber noch ausdrücklich, dass unsern aus oberwähnter Ehe stammenden Kindern und deren Nachkommen ... ein Recht auf Thronfolge ... nicht zusteht und selbe von der Thronfolge ausgeschlossen sind ...

Drei Tage später, am 1. Juli 1900, war in der Schlosskapelle zu Reichstadt in Böhmen diese ›unebenbürtige‹ Ehe geschlossen worden.

Zu der Trauung war nur der engste Familienkreis erschienen; vom Kaiserhaus war –

außer der Stiefmutter des Thronfolgers, Erzherzogin Maria Theresia mit ihren Töchtern – niemand gekommen. Der Kaiser hatte eine Depesche überbringen lassen, in der er die Gräfin zur ›Fürstin zu Hohenberg‹ mit dem Prädikat ›Fürstliche Gnaden‹ erhob.

Einer der wenigen vom Erzherzog Franz Ferdinand persönlich eingeladenen Gäste war – Baron Strehl gewesen.

Doch bis auf den heutigen Tag rätselte man vergeblich an der Frage herum, warum der Kaiser schließlich doch seine Einwilligung zu dieser Ehe gegeben hatte. Dabei war auch von Dokumenten die Rede, die das Kaiserhaus und vor allem die tote Kaiserin Elisabeth schwer kompromittierten. Sie sollten sich im Besitz des Erzherzogs Franz Ferdinand befunden haben. Mit ihnen habe er die Zustimmung des Kaisers für seine Heiratspläne erkaufte – und Baron Strehl soll dabei eine wesentliche Rolle gespielt haben.

»... Durch meine Vermittlung habe ich das Vertrauen des ›alten Herrn‹ eingebüßt«, erzählte Baron Strehl jetzt, während er nachdenklich den Rauchwolken nachblickte, die sich unter der hohen Decke der Bibliothek verloren. »Ich musste gehen.«

»Wenn ich mich recht erinnere, wollten Sie sich auf Ihr Gut in der Steiermark zurückziehen«, warf Christina ein.

»Wollte ich, wollte ich. Um Wein zu keltern und Schweine zu züchten ... Aber der Thronfolger hat mich aus meinem Weinkeller und aus den Schweinekoben wieder zurückgeholt. Er bräuchte einen ›alten Fuchs‹ wie mich, sagte er. Und so bin ich wieder hier. Somit auch hier bei Ihnen, Gräfin.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, was der Thronfolger von mir will. Ich kenne ihn kaum.«

»Er dagegen kennt Sie gut, Gräfin.«

»Er – mich?« Christina blickte verwundert auf.

»Es würde zu weit führen, Ihnen das alles zu erklären.... Erinnern Sie sich an unser Gespräch über Ihre Eltern, hier in diesem Zimmer? Die meisten Fragen sind längst überholt. Aber eine ist unbeantwortet geblieben. – Sie haben sich doch immer bemüht, etwas über den Verbleib der Dokumente aus dem Nachlass der toten Kaiserin zu erfahren, die Sie angehen.«

»Die – grüne Malachitkassette ...?«, flüsterte Christina.

»Die grüne Malachitkassette«, nickte der Baron. »Die Kaiserin hatte darin neben anderen Dokumenten, die für das Kaiserhaus wichtiger sind, auch solche verschlossen, die Sie betreffen. Kurz bevor sie in Genf ermordet wurde, hatte sie ihre Hofdame Ida von Ferenczy durch Gräfin Sztaray beauftragt, sich um die Kassette zu kümmern. Ida von Ferenczy hätte die Kassette dem langjährigen Vertrauten der Kaiserin, dem Grafen Horan-Albassy, bringen und dieser wiederum hätte den größten Teil der Dokumente vernichten sollen. Eine Ausnahme bildeten die Korrespondenz der Kaiserin mit Ihrer Mutter, der Gräfin Stanka, ein Brief der Kaiserin an Sie, und als Wichtigstes: von ihr und vom Grafen Horan-Albassy bezugte und beglaubigte Dokumente, die Sie als die Tochter und einzige Erbin der Gräfin Stanka ausweisen.«

»Mein Gott, diese alten Geschichten? Es ist doch unwichtig ...«

»Keineswegs! Die offizielle Version lautet, dass Sie die Tochter und Erbin des Grafen Matthias Albassy sind, der mit seiner Frau auf einer Reise tödlich verunglückte. Dessen

wirkliche Tochter ist aber, wie Sie wissen, bald nach der Geburt gestorben. Wenn irgendjemand diese Tatsache nun ausgräbt, wenn Sie weiterhin nicht beweisen können, dass Sie die Tochter der Gräfin Stanka und des Kronprinzen Rudolf sind, dann...«

»Sie meinen: Dann muss ich auf das alles verzichten, nicht wahr?«

»So ist die Sachlage.«

»Aber ...« Christina verstummte. Baron Strehl hatte recht. Er hatte die verworrenen Vermögensfragen und die geschickt verlausulierten Testamentsbestimmungen auf die einfachste Formel gebracht. Gräfin Stanka, ihre Mutter, beerbte den Grafen Matthias von Albassy, wenn dieser keine direkten Nachkommen hatte. Sie wiederum, Christina, war die Erbin der Gräfin Stanka. »Aber – es gibt doch Zeugen, die wissen, dass ich ...«

»Nein, niemanden«, winkte Baron Strehl ab. »Und Sie wissen das auch. Kaiserin Elisabeth und Ihr Onkel Graf Horan-Albassy haben – in bester Absicht – in dieser Sache zu gut konspiriert.«

Christina nickte. Sie erinnerte sich, welche Mühe es sie gekostet hatte, das Geheimnis ihrer Geburt zu entwirren. »Aber wie ich Sie kenne, Baron ... Sie sind doch nicht hierhergekommen, um mir nur das zu sagen? Worum geht es wirklich?«

»Wir wissen –«, sprach der Baron langsam, »– wir wissen, in wessen Hand sich die Dokumente befinden. Aber es ist uns nicht möglich, sie zu beschaffen. Aus politischen Rücksichten. Es sei denn, Sie helfen uns dabei, Gräfin.«

»Sprechen Sie!«

»Vor sechs Jahren haben Sie etwas gesagt, das ich fast Wort für Wort wiederholen könnte: ›Ich will nicht meinem Hass und meiner Rache leben. Aber ich bringe auch nicht die Geduld auf, auf eine göttliche Gerechtigkeit zu warten. Gibt es sie überhaupt? Ich glaube nicht mehr daran. Ich will den Mörder meines Mannes vor seinen irdischen Richtern sehen. Den wirklichen Mörder, nicht den Mann, der in seinem Auftrag Kalman getötet hat. Seinen Namen nannten Sie nicht. Aber ich wusste, wen Sie meinten. Und heute? Heute, Gräfin, ist er von seinen ›irdischen Richtern‹ weiter entfernt denn je. Heute ist er ein mächtiger, einflussreicher Mann, der es nicht mehr nötig hat, sich hinter der Maske eines biedereren Lebemannes zu verbergen. Heute ist er nicht nur der Kopf einer Verschwörung, sondern einer politischen Bewegung. Nicht Kossuth, Andrassy, Zichy oder Apponyi sind die gefährlichsten Gegner der Monarchie, sondern er. Und wir können ihm nichts anhaben, jedenfalls nicht mit legalen Mitteln.«

»Baron Pataky ...?«

»Pataky.«

»Und die Papiere...?«

»Sind in seinem Besitz.«

»Wissen Sie das so genau?«

»Genau.«

»Aber dann ...« Christina saß gerade aufgerichtet auf der Kante ihres Sessels. Ihr Gesicht glich einer Maske, in der nur die Augen lebten. Groß, dunkel, und aus ihnen leuchtete die ganze Bitterkeit der Erinnerung an damals. Wenn sich ihr Wohl und das ihres Sohnes wirklich in der Hand dieses Mannes befanden, dann ... Mein Gott, dachte sie, ich darf nicht daran denken!

»Aber was kann ich dabei tun, Baron? Wenn nicht einmal Sie und der Thronfolger ...«

»Beruhigen Sie sich, Gräfin. Hören Sie zu ... Ein deutscher Militärtheoretiker sagte einmal, dass der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Wir Österreicher sind anderer Ansicht. Wir halten es mit dem Fürsten Metternich, der im Krieg die Bankrotterklärung jeder Diplomatie sah. Solange er das europäische Konzert dirigierte, gab es keine Kriege. Von ihm stammt auch der Ausspruch, dass man mit den geringsten Mitteln oft die größten Wirkungen erzielt, falls man sie richtig anwendet. In seinem Arsenal hatte er viele Waffen ...« Baron Strehl lächelte. »Sie reichten von massiver Drohung bis zu der feinst gesponnenen Intrige. Mit die gefährlichsten und wirkungsvollsten aber waren – die Frauen.« Und nach einer kleinen Pause: »Kennen Sie den Fürsten Nikolai Wolganow?«

Christina schüttelte den Kopf. Jetzt begann sie zu verstehen. Sie kannte Strehls Pläne nicht, aber sie ahnte, was er beabsichtigte.

»Fürst Wolganow wurde vor zwei Jahren der russischen Botschaft als Militärattaché zugeteilt. Ein junger, hoffnungsvoller Diplomat. Unabhängig, reich, aus einer alten russischen Familie, die schon Peter dem Großen Diplomaten und Offiziere gestellt hatte. Vor einigen Monaten nahm er im Auftrag des russischen Außenministers Iswolski Fühlung mit ungarischen Separatisten auf. Mit dem großen Mann im Hintergrund: Pataky. Vor drei Wochen wurde Wolganow nach Petersburg berufen und kam vor einigen Tagen mit neuen Instruktionen und Vollmachten zurück. Mit welchen?«

»Sie meinen, ich könnte das herauskriegen?«

»Nicht nur das, Gräfin ... Wolganow ist ein sehr intelligenter, vorsichtiger Mann. Seine einzige Leidenschaft sind die Frauen. Er weiß es. Und weil er auch weiß, dass er ein gefährliches Spiel treibt, ist er in dieser Hinsicht doppelt vorsichtig. Eine Chance hätte nur eine Frau wie Sie.«

»Aber seien Sie doch vernünftig, Baron, ich kenne ihn ja gar nicht!«

»Sie werden ihn kennenlernen, Gräfin. Wenn die Zeit gekommen ist, wird Ihnen Wolganow vorgestellt werden. Auf eigenen Wunsch, Gräfin.«

»Nun, ich weiß nicht ... Können Sie denn wirklich die Wünsche anderer Menschen steuern?«, fragte Christina spöttisch.

»Bis zu einem gewissen Grad ja ...« Über sein Gesicht huschte ein kurzes, grimmiges Lächeln. »Also hören Sie zu, Gräfin ...«